

Fachtagung der MitarbeiterInnen Beratung Deutsches Studentenwerk (DSW),
in Berlin, 3. – 4. November 2009, Vortrag

Was Studierende bewegt – empirischer Beitrag zur Adressatenanalyse der psycho-sozialen Beratungseinrichtungen

Die Studierenden wollen ein gutes Examen erreichen, davon reden sie nicht dauernd und lauthals, aber das ist es, was sie innerlich, vielleicht am meisten, beschäftigt und bewegt. Und zwar so gut wie alle Studierenden: denn 96% bestätigen: "Mir ist es wichtig, ein gutes Examen zu erreichen", zwei Drittel (65%) sogar in starkem Maße – und zwar mit steigender Tendenz. Diese Feststellung stelle ich bewusst an den Anfang meines Vortrags "Was Studierende bewegt". Ich bin dankbar für die Einladung und für Ihr Interesse an Befunden unseres Studierendensurveys.

Ich verzichte heute auf einen „Werbeblock“, verweise nur auf das Internet, wo Sie „AG Hochschulforschung“ oder „Studierendensurvey“ in eine Suchmaschine eingeben können, um dann darüber, vielleicht nicht alles, aber doch viel Wissenswertes über Anlage und Konzept, Fragebogen und Sample, Befunde und News zu erfahren, neuerdings auch in englisch.

1 Leistungs- und Erfolgsdruck der Studierenden

Meine Eingangsthese bezieht sich auf eine spezifische, nicht unbedingt angenehme Form der Bewegung und des bewegt Werdens: Die gegenwärtigen Studierenden haben mehr **Druck**, fühlen mehr Druck und machen sich selbst mehr Druck. Die Befundlage will ich in drei Schritten umreißen.

1.1 Erster Schritt: die Studierenden haben mehr Druck

Der Druck entsteht im Fachstudium, erhöht sich durch zusätzliche Anforderungen und wird durch manche Nebenverpflichtungen noch verstärkt. Die fachlichen Anforderungen und ihre Gestaltung – das ist der sogenannte **Normaldruck**, den jeder kennt und hinnimmt – er wird nur unnötig härter, wenn er unklar und/oder übertrieben ist. Hinzukommen eine Reihe weiterer Anforderungen, die den Druck erhöhen, als da sind: ein umfassendes Praktikum abzuleisten, eine Auslandsstudienphase einzuschieben, zusätzliche Qualifikationen zu erwerben - und alle diese Tätigkeiten erscheinen unverzichtbar.

Außerdem müssen viele Studierende einer Erwerbsarbeit nebenher im Semester nachgehen, weil es für die Studienfinanzierung unumgänglich ist. Der Druck hat sich noch mehr erhöht und verdichtet, man könnte meinen, für viele explosiv. Es scheint kaum möglich, allen Anforderungen gerecht zu werden, Abstriche sind eingewoben. Ein solches Spektrum an Anforderungen führt zu Unsicherheit und Ratlosigkeit, nährt zudem ein schlechtes Gewissen, weil nicht allem entsprochen werden kann. Die Studierenden erleben sich primär defizitär.

1.2 Zweiter Schritt: die Studierenden fühlen (noch) mehr Druck

Zwei Komponenten, nach unseren Beobachtungen, führen dazu, dass der vorhandene Druck verstärkt von den Studierenden empfunden wird: Es sind zum einen die aktuellen Sorgen, die verlangten Leistungen zu erbringen, und zum anderen die Befürchtungen um den zukünftigen Arbeitsplatz

Erstens: Weniger der reine Zeitaufwand für das Studium oder das Niveau der Anforderungen führen zu mehr gefühltem Druck, sondern viel mehr die **Art der Leistungserbringung**. Das umfasst die Permanenz der Leistungsaufrechnung mit eingebauter Folgsamkeitsverpflichtung (Präsenzpflicht und Sanktionen); hinzu kommt die engere Folge der Prüfungsabläufe (Tests, Klausuren etc.) bei viel Intransparenz und unklaren, wenig hilfreichen Leistungsrückmeldungen. Die versprochene Flexibilität in der Studienanlage ist ausgeblieben und die Steuerung des Studiums ist den Studierenden weithin aus der Hand genommen – beides führt dazu, dass vorhandener „Druck“ stärker empfunden wird, weil man sich ihm ausgeliefert fühlt.

Zweitens sind es die **Sorgen um den späteren Arbeitsplatz** und der fast ständige Blick auf die Entwicklung der Berufsaussichten. Die Studierenden meinen, möglichst viel mit guten Resultaten bereits im Studium leisten und vorweisen zu müssen, um die späteren Anstellungschancen zu verbessern, obwohl die oftmals unklar bleiben – was wiederum die studentische Unruhe, alles für den Erfolg und gute Noten getan zu haben, steigert. Es ist in der Tat gelungen, die spätere Berufstätigkeit für einen Großteil der Studierenden als Druckmittel aufzubauen und den nebulösen Arbeitsmarkt als Drohkulisse herzurichten. Dies ist durch den Fokus auf die zu erreichende Berufsbefähigung mit dem Bachelor-Studium noch verstärkt worden, zumal die meisten Studierenden verunsichert sind, was dies meint (an Qualifikationen umfasst) und wie es honoriert wird (z.B. als Eingangsstufe in die Berufstätigkeit).

1.3 Dritter Schritt: die Studierenden machen sich selbst mehr Druck

Mehr Studierende stellen an sich höhere Ansprüche hinsichtlich der Effizienz ihres Studiums, d.h. sie wollen eine kürzere Dauer, nehmen sich eine höhere Intensität vor und streben einen sehr guten Erfolg an. Die Intention, das Studium möglichst rasch abzuschließen, war in den 80er Jahren (damals unter den westdeutschen Studierende erhoben) für nicht mehr als 24% ganz wichtig, heute für 42% insgesamt. Für Bachelor-Studierende ist die eigene Studieneffizienz noch wichtiger. Auch die Arbeitsintensität hat zugenommen: ein sehr starkes Pensum meinen 36% zu absolvieren, früher gaben dies 28% an.

An den Hochschulen hat sich das Leistungsklima im letzten Jahrzehnt wesentlich verändert: Der Druck kommt aus den strikteren Studienbedingungen und aus der Arbeitswelt – aber die Studierenden, besonders im Bachelor-Studium, produzieren ihn auch selbst. Dabei sind die Steigerung von Ehrgeiz und Erfolgsorientierung recht eindeutig mit den Chancen für eine spätere Einstellung und der zugeschriebenen Wichtigkeit der Berufsbefähigung (neuerdings Employability) verknüpft: Je enger diese Verknüpfung gezurrt wird, desto höher werden Druck und Sorgen unter den Studierenden – wie die Beispiele der Juristen und Lehramtskandidaten uns schon früher gelehrt haben und die schubartige Verbreitung von Hetze, Ungenügen und Stress unter den Bachelor-Studierenden, zumindest von ihnen so gefühlt und empfunden, bestätigt.

2 Was ist den Studierenden wichtig und wertvoll

Aber Leistung und Arbeit sind nicht das gesamte Leben. Was ist den Studierenden wichtig, in welchen Lebensbereichen bewegen sie sich gern?

2.1 Lebensbereiche

Im Vordergrund steht für die Studierenden mehr und mehr die **Familie, der Freundeskreis und eine Partnerschaft**. Vor allem die Herkunftsfamilie hat stark an Wertschätzung gewonnen, eine beachtliche Wiederbelebung ihrer Bedeutung erfahren. Vater-Mutter und Geschwister, die Freunde und Freundinnen bilden den Mittelpunkt. Die Bewegung der Studierenden sieht aus wie ein Rückzug aus dem öffentlichen Leben in einen privaten Schon- und Vergnügungsraum. Ein Gutteil Verlangen nach Sicherheit und Anerkennung mag damit verbunden sein, den sie im Studium nicht finden.

Trotz des Ehrgeizes der Studierenden haben für viele **Hochschule und Studium** jedoch keinen großen Stellenwert, bilden zumindest nicht den Lebensmittelpunkt – die Hochschule wird zur Betriebsstätte und das Studium wird gleichsam absolviert. Denn für noch mehr Studierende sind Wissenschaft und Forschung wenig wichtig. Obwohl sie sich in einem Studium befinden, sind Fragen der Forschung nicht für die Mehrheit der Studierenden von hoher Relevanz. Wissenschaft ist nicht per se wertvoll und nützlich. Sie wollen eine gute wissenschaftliche Ausbildung, das schon, aber oft zählt vor allem die Qualifikation und das ausgestellte Zertifikat. Ihre Haltung ist offenbar häufiger durch äußere Anforderungen oder Zwänge bestimmt, denn von innerer Überzeugung gestützt, geschweige denn von Begeisterung getragen.

Wissenschaftliche Neugier treibt nur wenige Studierende um. Dennoch ist dies eine wichtige Gruppe für das Leben an der Hochschule und deren Belebung. Es hat manchmal den Anschein, dass das, was sie bewegt, an den Hochschulen im Alltagsbetrieb zu wenig erkannt und befördert wird. Dort wird eher dem Typus entsprochen, der das Studium in abgepackten Dosen goutiert, anwendungsbezogen aufbereitet, bewältigbar portioniert und zuge reicht, das der Berufsvorbereitung dient und eine Anstellung sichert. Bisher war dieses Modell dominant für die BWL – nun scheint es für die gesamten Bachelor-Studiengänge Geltung zu beanspruchen.

Etwas Bemerkenswertes geht mit dem Rückzug ins Private einher: die Studierenden betonen ihre individuellen Vorteile, halten weniger von Solidarität oder vom Eintreten für andere. Dafür rückt das eigene Fortkommen in den Vordergrund und die Bewältigung der gestellten oder als wichtig erachteten Anforderungen wird zur Leitlinie des Handelns. Das nimmt aber zu selten die Gestalt einer überlegten Strategie an, etwa bei der Bewältigung des Studiums, sondern vermittelt eher den Eindruck des sich „Durchwurstelns“ – was wiederum auch auf unklare und, wechselnde Bedingungen zurückzuführen ist (Stichwort: „Versuchskaninchen“).

2.2 Erwartungen an Studium und Beruf:

Was bleibt den Studierenden an Wichtigkeiten und Engagement, das frag man unwillkürlich? Setzen sie keine eigenen Prioritäten, etwa im gegenwärtigen Studium oder im Hinblick auf den zukünftigen Beruf: Wie gehen sie es an, was sind ihre Erwartungen und Motive, die sie bewegen?

Die Studierenden erwarten an der Hochschule eine gute fachliche, wissenschaftliche Ausbildung, die zu einer qualifizierten, interessanten, angesehenen und selbständigen Berufstätigkeit führt, aber auch Allgemeinbildung fördert. Nach wie vor werden sie wegen des Fachinteresses zum Lernen angeregt, verstanden als Vorbereitung auf eine höhere Berufstätigkeit (schon die gehobene ist den meisten zu wenig, ein Problem für die Bachelor-Studierenden).- Sie vertreten in großer Mehrheit eine traditionelle "**autonome Aufgabenorientierung**", die sie sich zutrauen und der sie sich stellen wollen.

Fragen des Geldes, des Verdienstes, der Karriere bewegen insgesamt weniger Studierende. Eine gewisse Spaltung der Studierendenschaft besteht allerdings, was denn ihr Movens letztlich ist: ideelle Vorstellungen oder materielle Anreize. Die idealistische Grundfärbung überwiegt meistens noch, auch mit dem Blick aufs Allgemeinwohl, den die Studierenden nicht völlig verloren haben. Nach wie vor bestehen aber bei den Motiven und Erwartungen erhebliche Unterschiede zwischen den Studierenden der einzelnen Fachrichtungen; sie sind so groß, dass von verschiedenen Fachkulturen zu sprechen ist.

Zwei beachtenswerte, allgemeine Trends, die über die Fachdifferenzen hinausgehen, seien angeführt, da sie sich in den letzten Jahren verstärkt haben:

1. Die **Ausrichtung an Gratifikationen** durchgehend zugenommen, als Fachwahlmotiv, als Erwartung an den Nutzen des Studiums wie bei den Werten für die Berufstätigkeit. In einer Fachrichtung hat sie das Übergewicht erlangt: bei den Ökonomen, gefolgt von den Ingenieuren. Eine Sache um ihrer selbst willen anzupacken, das kommt den Studierenden seltener in den Sinn. Es sollte ein Anreiz vorhanden sein und etwas dafür herauspringen, wenn man sich einsetzt – und seien es ECTS-Punkte oder andere Arten der Anerkennung und Gratifikation..

2. Aber Vorsicht mit voreiligen Folgerungen, denn auch der andere Trend ist bemerkenswert: Die **Vereinbarkeit vermeintlicher Dichotomien** hat erstaunlich zugenommen. Mehr und mehr Studierende haben offenbar zwei Seelen in ihrer Brust; was noch bis in die 90er Jahre als Gegensatz erschien, ist heute für immer mehr Studierenden vereinbar: dem Folgen von Idealen und ideellen Vorhabenauf der einen Seite, dem Achten auf persönliche Gratifikationen und praktischem Nutzen auf der anderen Seite.

3 Ranking und Profil der Belastungen:

Was Studierende bewegt umfasst ein weites Spektrum: Erfreuliches im privaten Bereich, Ärger in der WG oder Unklarheiten im Studium und Stress mit der Prüfung, Stolz auf einen gutes Klausurergebnis, auch Sorgen wegen der Zukunft.

Warum fragen wir derart ausführlich - in einem Survey - nach Schwierigkeiten, Problemen und Belastungen. Weil Belastungen die Aufmerksamkeit besetzen, damit die Breite der möglichen Bewegungen begrenzen, einschränken – in einen Tunnel führen können. Zehn mögliche Belastungen haben wir den Studierenden zur Stellungnahme vorgelegt: Sie reichen von Prüfungen und Leistungsanforderungen über persönliche Probleme und Partnerbeziehungen bis hin zu finanziellen Sorgen und Zukunftsängsten.

C:\Users\Felix\Documents\2013\Dateien Liste für homepage\Tino-Vortraege\DSWendRefStudbewBl11Dez2009.doc

Was steht bei den Studierenden an erster Stelle? Es sind die Belastungen durch **bevorstehende Prüfungen**: 36% empfinden sie als sehr stark – echter Stress, weitere 53% empfinden sie teilweise. – Fragen wir genauer nach, bestätigen 32% der befragten Studierenden, Sie können auch sagen: ein Drittel, einen hohen Grad an Prüfungsangst, und 20%, oder ein Fünftel, erleben starke Prüfungsnervosität bis hin zum Black-out. Sicherlich kann Prüfungstress gemindert oder erhöht werden, je nachdem wie die Prüfungen angelegt sind, wie sie vorbereitet werden und welche Folgen sie haben. Das belegt ein Blick auf die Verteilung nach Fachzugehörigkeit: Am höchsten ist er in der Medizin, gefolgt von Jura, am geringsten in den Fächern der Geistes- und Kulturwissenschaften. Dabei sind sowohl die Art von Prüfung und Prüfungstransparenz als auch die Konsequenz der Prüfungsergebnisse für das weitere Fortkommen von fast gleichem Gewicht für den Stress-Aufbau.

An zweiter Stelle der Belastungen folgen die **Leistungsanforderungen im Fachstudium**: für 24% der Studierenden sind sie stark, für weitere 60% teilweise belastend. Im Zeitverlauf sind wenige Änderungen des erlebten Leistungsdrucks zu verzeichnen. Auch bei diesem erlebten Leistungsdruck liegen Jura und Medizin vorn; am geringsten erleben sie die Studierenden der Sozialwissenschaften an Universitäten oder des Sozialwesens an Fachhochschulen. Die Bachelor-Studierenden berichten nicht überproportional mehr von belastenden Leistungsanforderungen, wenn damit deren fachliches Niveau gemeint ist.

Das bringt uns wiederum darauf, dass „Leistungsanforderungen“ keine eindimensionale Sache sind, sondern dass es neben ihrem Umfang und Niveau besonders die Art und Weise der Leistungserbringung ist, die zu Problemen führt. Sie wachsen an, wenn Studierende den Eindruck gewinnen, die Kontrolle über ihre Leistungserbringungen (etwa in der Vorbereitung bei Intransparenz oder bei der Beurteilung und deren Konsequenzen) zu verlieren; wenn sie meinen, durch ihren eigenen Leistungseinsatz das Ergebnis nicht steuern können, seien es die unmittelbaren Resultate oder die weiteren, damit verbundenen Folgen (etwa den Übergang in ein Masterstudium).

Die dritte Stelle im Gewicht der Belastungen nehmen **Orientierungsprobleme im Studium** ein, an Universitäten etwas mehr als an Fachhochschulen (Uni: 13% + 58% = 71%; FH: 9% + 55% = 64%). Am meisten Desorientierung herrscht unter den Studierenden der Sozialwissenschaften, am wenigsten bei den Studierenden der Medizin. Es hängt offenbar nicht nur an der Strukturierung des Studiums und der sozialen Einbindung, um Orientierung zu vermitteln. Wenn die Studienbedingungen einseitig ausfallen, d.h. starke Strukturierung ohne Einbindung (z.B. Medizin) oder viel Integration ohne gewisse Strukturierung (z.B. Geisteswissenschaften), können sie sogar nachteilig für den Studienablauf und Studierertrag sein.

Außerdem bedarf es der inhaltlichen Verknüpfung in der Stoffmenge, zudem einer möglichst hohen Kontinuität und Konsistenz des Lehrangebotes, wie für die Module in den neuen Studiengängen vorgesehen. Schließlich, oft übersehen oder vernachlässigt fehlt es den Studierenden an Rückmeldungen zur Leistungsentwicklung. Solche fehlenden oder unzureichenden Rückmeldungen bemängeln die Studierenden oft. Es erweist sich als Irrtum, sie durch ein engeres Netz an Prüfungen erreichen zu wollen, ohne dass diese verknüpft sind und vor allem in ihren Ergebnissen erläutert werden. Dadurch gewinnen die Studierenden weder eine Überschaubarkeit zum bislang Geleisteten und Gelernten noch eine Entscheidungsfähigkeit über den weiteren Studienweg.

Auf den vierten Platz der Belastungen ist die **Anonymität an der Hochschule** plaziert, einst eines der Hauptprobleme an den Universitäten, als sich die Studierenden siezten, oft mit Krawatte rumliefen, noch keine WG kannten und Studentenwohnheime seltener waren. Damit eng in Zusammenhang steht die **Große Zahl der Studierenden** als eine Belastung. Was unter dem Stichwort Überfüllung diskutiert wird, bewegt die betroffenen Studierenden in hohem Maße und beeinträchtigt ihr Studium – wie man an ihren Wünschen nach mehr Stellen und mehr Kapazität ersehen kann.

Überfüllung und Anonymität sind deutlich mehr ein Problem für Studierende an Universitäten als an Fachhochschulen (in Zahlen: an Universitäten für 54%; an Fachhochschulen für 39%; darunter sehr: Uni: 15%, FH nur 7%). - Ebenso sind die Fachdifferenzen bei dem Problem der Überfüllung auffällig: Sie sind drastisch höher in den Geistes- und Sozialwissenschaften, damit auch im Lehramtsstudium, erfreulich gering in den Naturwissenschaften, gefolgt von den Ingenieurwissenschaften. Stärkere Überfüllung beeinträchtigt nicht nur die Beratung und Betreuung der Studierenden, sondern vermindert darüber hinaus die Studienqualität in den Lehrveranstaltungen erheblich.

Nun betreten wir den persönlichen Bereich: **Persönliche Probleme**, ausdrücklich vermerkt sind **Ängste, Depressionen**, haben sich in den letzten fünf Jahren gering, aber merklich erhöht. Etwas über die Hälfte (genauer 57%) der Studierenden gesteht Ängste und Depressionen ein, lebt mehr oder weniger damit. Als starke Belastung, die als beeinträchtigend einzustufen ist, erleben solche Probleme 17%. Das Ausmaß dieser Probleme steht in Korrespondenz zum Leistungs- und Prüfungsdruck, ebenfalls tragen Unsicherheiten der finanziellen Lage und der Zukunftssorgen zu einer Erhöhung bei.

Schließlich ist das **Fehlen einer festen Partnerbeziehung** für nicht wenige Studierende ein Teil ihrer persönlichen Belastungen. Das Single-Dasein wird zwar als jugendgemäß modisch dargestellt, aber die Frage der Partnerbeziehung, und zwar einer festen Partnerbeziehung, bewegt viele. Für ein Drittel wird diese Frage gar zur Belastung, 13% belastet sie stark. Hier bemerken wir einen aufschlussreichen Unterschied nach der Geschlechtszugehörigkeit: Persönliche Probleme gestehen Studentinnen häufiger ein, die fehlende Partnerschaft ist für die Studenten öfters ein Problem.

Von Geld redet man in akademischen Kreisen ungern, aber die Frage der Finanzen bewegt dennoch viele Studierende. Die **finanzielle Lage** belastet heute weit mehr Studierende als früher. Noch in den 80er Jahren machte sich (in Westdeutschland) etwas weniger als die Hälfte Sorgen um die Studienfinanzierung (48%). Der Anteil erhöhte sich in den 90er Jahren auf über die Hälfte (bis 56%), er überstieg dann zum neuen Jahrtausend die 60%-Marke und liegt nun bei 71% der Uni-Studierenden, an den Fachhochschulen sogar bei 78%. An den Universitäten stellt nun für 19%, an den Fachhochschulen sogar für 37% die aktuelle Finanzsituation eine sehr starke Belastung dar, führt sozusagen zur Schlaflosigkeit. Solche Finanzprobleme treiben viele Studierende in eine Erwerbsarbeit während des Semesters, oft in einem Umfang (ein Wochentag und mehr), der dem Studium nicht mehr gut tut.

Der Wunsch nach Erhöhung der Bafög-Sätze, als Voraussetzung für eine Verbesserung der Studiensituation, steht folglich bei den Studierenden an prominenter Stelle, ganz vordringlich an den Fachhochschulen. Aber bei den Kommilitonen, die nicht darauf angewiesen sind,
C:\Users\Felix\Documents\2013\Dateien Liste für homepage\Tino-Vortraege\DSWendRefStudbewBln11Dez2009.doc

finden sie wenig Unterstützung, ein Hinweis darauf, dass Solidarität unter ihnen gegenwärtig nicht groß geschrieben wird. Es steht daher dem DSW gut an, diese soziale Dimension des Studiums hervorzuheben und auf bestehende Ungerechtigkeiten hinzuweisen. Es wird allzu oft übersehen, dass Gerechtigkeit oder Equity bzw. Fairness wichtige Elemente der Studienqualität sind.

Für die Studierenden sind **Gegenwart und Zukunft** eng verwoben. Das studentische Dasein ist auf Zukunft angelegt – und die wichtigste Brücke in die Zukunft ist eine Berufstätigkeit nach dem Examen. Die **unsicheren Berufsaussichten** sind zum ständigen Begleiter der Studierenden geworden, nur ein Drittel von ihnen meint, die unsicheren Berufsaussichten würden sie nicht berühren. Zuletzt fühlt sich etwas mehr als ein Fünftel (Uni 21%, FH 23%) wegen dieser unsicheren Berufsaussichten stark belastet. Studierende mit dem Abschluss Bachelor sind dadurch, entgegen manchen Vermutungen, nicht mehr gestresst. Die Belastung setzt vor allem dann ein, wenn entweder Arbeitslosigkeit befürchtet wird oder Dequalifikation droht, d.h. Stelle und Status entsprechen nicht der Qualifikation.

Viel bemerkenswerter ist der fachspezifische Verlauf mit konjunkturellen Auf und Abs, die übrigens recht genau den Arbeitsmarktkonjunkturen folgen. Wir beobachten für die letzten Jahre einen drastischen Anstieg an Belastung wegen der Berufsaussichten unter den Juristen, eine merkliche Verschlechterung auch in den Wirtschaftswissenschaften. Es ist noch offen, wie diese Studierenden die neue Erfahrung verkraften, sind ihnen doch Berufserfolg und Karriere wichtiger als andren Studierenden. Das stärkste Auf und Ab haben die angehenden Ingenieure durchgemacht, mit erheblichen Folgen für Akzeptanz und Selektion im Studium. Stetig hoch blieb die Belastung für Studierende in den Geistes- und Sozialwissenschaften, mit nur geringen Aufhellungen. Dagegen waren Berufssorgen und Belastungen stets viel niedriger in den Naturwissenschaften, haben sich zuletzt aber etwas verdüstert. Am besten stehen momentan die Mediziner da: sie verzeichnen eine deutliche Verbesserung ihrer Berufsaussichten, noch in den 90er Jahren waren sie stärker eingetrübt.

Ziehen wir Bilanz zu den Belastungen: Auf das Spektrum der Belastungen, welche die Studierenden stressen und ihren Studienverlauf wie Studienerfolg beeinträchtigen, bin ich nicht zuletzt deshalb ausführlich eingegangen, weil sie in großem Maße zum Aufgabenbereich der Beratungsstellen des Deutschen Studentenwerkes gehören und in der einen oder anderen Form Gegenstand der Beratungen sind – dann freilich als individuelle Fälle, von denen jeder sein eigenes Profil hat. Dies bestätigt auch unser „Massensurvey“, selbst wenn wir pauschalisieren, gruppieren oder Mittelwerte bilden. Wir wissen das sehr wohl; denn wenn wir alle dreizehn Belastungen heranziehen und das jeweilige Ausmaß (von 0 bis 7) der einzelnen Belastung berücksichtigen, hat jeder Studierende aufgrund seines Ankreuzens ein ganz eigenes Profil – es gibt so gut wie keinen identischen Fingerabdruck der Belastungen.

Um Zusammenhänge und Entwicklungen aufzuzeigen, müssen wir allerdings nach dem Gemeinsamen, dem Sozialen im Individuellen schauen. Da sehen wir die Studierenden durchaus auf einem Kontinuum, wenn wir bilanzieren. Auf der einen Seite die sorglosen um den Studienerfolg und zugleich zuversichtlichen hinsichtlich der Berufsaussichten: Dem kann etwa ein Drittel der Studierenden mehr oder weniger zugerechnet werden. Auf der anderen Seite stehen jene, die in mehrfacher Hinsicht stark belastet sind, sei es wegen der Studienbewältigung oder wegen schlechter Berufsaussichten: Das ist immerhin (vorsichtig einge-

C:\Users\Felix\Documents\2013\Dateien Liste Für homepage\Tino-Vortraege\DSWendRefStudbewBln11Dez2009.doc

stuft) ein Viertel der Studierenden. Sie haben vor allen anderen einen großen Beratungs- und Unterstützungsbedarf.

Außerdem haben sich die Belastungen unter den Studierenden alles in allem mehr verbreitet – etwas im Bereich der Leistungen, stärker bei den persönlichen Problemen und am meisten bei den Fragen der Studienfinanzierung. Insofern signalisiert dieses Mehr an Belastungen auch ein Mehr an Bedarf nach Beratung und Unterstützung.

4 Bologna-Prozess und Bachelor-Studium

4.1 Studierbarkeit und Studienerfolg

Die neuen Studienstrukturen mit Bachelor und Master ebenso wie die neuen Studienbedingungen mit Modulen und ECTS-Punkten beschäftigen die Studierenden sehr, so weit, dass sie sogar einen „Bildungsstreik“ veranstaltet haben. Jedoch ist darauf aufmerksam zu machen, dass der Bildungsstreik an vielen Orten mehr Schüler als Studierende versammelt und dass nicht betroffene Studierende im Jura- und Medizinstudium, auch Diplomanden, sich darum wenig kümmern. Zwei Probleme treiben die Bachelor-Studierenden vor allem Dingen um, nicht zuletzt, weil sie selber darauf viel Wert legen: zum einen die Studierbarkeit und der Studienerfolg, zum anderen die Berufsbefähigung und die Berufsaussichten.

Problem 1 Studierbarkeit: Das Bachelor-Studium sollte überschaubarer, strukturierter, besser betreut, über die Module besser studierbar, auch flexibler sein. So die verkündete Intention. Die Mehrheit der Studierenden erfährt aber mehr Regularien, mehr Intransparenz und weniger Planbarkeit. Die Kriterien der „Effizienz“, ihnen selbst ja wichtig, können sie nicht einhalten – die Studienzeit wird länger, ECTS-Punkte sind nicht gesammelt und die Überlegung zum Studienabbruch nimmt zu. Dieser Widerspruch – ihren Interessen entgegen – bewegt die Studierenden, treibt manche von ihnen sogar zu Demos auf die Straße.

Problem 2: Employability: Es hört sich ebenfalls gut an, der Vorsatz, im Studium mehr für die Berufsbefähigung zu tun, es stärker anwendungsbezogen anzulegen, kurzum für den Bachelor „employability“ herzustellen. Das erweist sich letztlich aber als eine Art Fallstrick, in den sich Hochschulen wie Studierende verfangen haben. Denn sie stehen vor einem unübersichtlichen Anforderungskatalog und einem immensen Aufbau an Bedingungen, denen sie nachlaufen (müssen). Sie sehen sich einem Zusatz nach dem anderen gegenüber: 1. Zusatz: Schlüsselqualifikationen, 2. Zusatz: Anwendungsbezug, 3. Zusatz: Praktika, 4. Zusatz: Marktgerechtigkeit, 5. Zusatz: selbst dran schuld.

Zugleich geben die Hochschulen und Lehrenden eigene Autonomie und Verantwortlichkeit aus der Hand, weil sie die Bestimmungen dieses Anforderungskataloges zur „Beschäftigungsbefähigung“ anderen überlassen – zumeist der sog. „Wirtschaft“. Für die Studierenden hat das zur Folge, dass sie sich unklaren oder widersprüchlichen Anforderungen gegenüber sehen, seien es die fachlichen Kenntnisse, die Schlüsselqualifikationen oder allgemeine Kompetenzen. Diese Beschäftigungsbefähigung mit dem Abschluss als „Bachelor“, wenn sie denn erläutert wird, bezieht sich zudem auf Aufgaben und Status eines „mittleren Angestellten“ in der Privatwirtschaft bzw. auf die „gehobene Laufbahn“ im Staatsdienst. Sie bezieht sich nicht auf die Professionalität der „freien Berufe“ oder auf den Einsatz im höheren Dienst

C:\Users\Felix\Documents\2013\Dateien Liste für homepage\Tino-Vortraege\DSWendRefStudbewBln11Dez2009.doc

(belohnt mit dem Titel „Rat“), wovon die meisten Studierenden weiterhin ausgehen oder träumen. Diese Unklarheiten und Widersprüche sind noch längst nicht ausgeräumt, wie der Streit zwischen den Ländern um die Einstufung und Verantwortlichkeit des „Lehrers“ belegt.

4.2 Grundprobleme bei der Gestaltung des Bologna-Prozesses

Ein **erstes Grundproblem**, diese gewichtige Kennzeichnung sei erlaubt, bei der Einführung des Bachelor und im Verlauf des dem Bologna-Prozesses ist das **Auseinanderfallen von Versprechen einerseits und Verwirklichung andererseits**. Es sind nicht die hehren Bologna-Ziele, die von den Studierenden in Frage gestellt werden, dafür sind ihnen Internationalität, Austausch, Mobilität, Fremdsprachen, gegenseitige Anerkennung, bessere Stoffgestaltung (Module), kontinuierliche Leistungsanerkennung viel zu wichtig und werden akzeptiert. Aber bei der Verwirklichung und Anwendung hapert es oft im einzelnen auch bei einigen wichtigen, grundlegenden Elementen der neuen Studienstruktur.

Zu solchen Erschwernissen neben der Studierbarkeit und der Berufsbefähigung, allzu oft mit guten Berufsaussichten gleich gesetzt, zählen eine ganze Reihe von Folgeproblemen, die mit dem Bachelor-Studium, wie es in Deutschland bislang verwirklicht wurde, verbunden sind:

- die **starrten und engen Zeithorizonte** für das Bachelor-Studium, an den Universitäten nahezu durchweg auf sechs Semester festgezurr, an den Fachhochschulen immerhin öfters auf sieben Semester gedehnt;
- die eher erschwerten **Möglichkeiten zum Auslandsstudium**, wobei der Modulaufbau und die ECTS-Vergabe dem Auslandsaufenthalt oft hinderlich ist, statt ihn zu befördern;
- der **passive Status der Studierenden**, die als bloße „Kunden“ aus der Mitgestaltung und Mitverantwortung entlassen werden;
- der **verschärfte Wettbewerb** und **unklare Selektionsverfahren**, etwa beim Übergang zum Master;

sowie mehr **erlebte soziale Ungerechtigkeit** bei vielen Studierenden, etwa bei der Studienfinanzierung oder der notwendigen Erwerbsarbeit neben dem Studium.

Zugleich wird den Studierenden weithin vorenthalten, was sie im Studium begeistern oder motivieren könnte. Denn – und dies ist das **zweite Grundproblem** bei der deutschen Gestaltung des Europäischen Hochschulraumes: Es wurde viel zu viel Wert auf das **Festschreiben und Aushandeln von Strukturen und Quoten** gelegt (etwa Studiendauer, Masterquote), aber die **belebenden Prinzipien** (the animating principles) und der **Reiz von Wissenschaftlichkeit** (the sense of science) blieben oft unbeachtet oder gingen verloren. Das ist kein Rückruf nach Humboldt, schon gar nicht zur Ordinarienuniversität, wie sie in Verbandszeitschriften der Hochschullehrerschaft zu hören sind. Denn dieses Konzept ist für die Universitäten, seien sie eher grundlagen- oder eher anwendungsorientiert, in einer modernen und offenen Wissens- und Informationsgesellschaft gänzlich ungeeignet, weil es viel zu elitär und feudal ausgerichtet ist. Es ist vielmehr zu verstehen als Plädoyer für einen pragmatischen und demokratischen Idealismus als Leitbild für den europäischen Hochschulraum.

4.3 Zuweisung aller Probleme auf das Bachelor-Studium ist fragwürdig

Vorsicht sollte aber walten, wenn Schwierigkeiten und Mängel im Studium eingach auf den „Bachelor“ als Ursache geschoben werden. In vielen Zeitungsmedien, von SPIEGEL über FAZ und ZEIT bis hin zur Süddeutschen Zeitung ist es zum beliebten Spiel geworden, vieles von dem, was an den Hochschulen und dem Studium stört, belastet oder zuwider ist, all dies

C:\Users\Felix\Documents\2013\Dateien Liste für homepage\Tino-Vortraege\DSWendRefStudbewBln11Dez2009.doc

und noch mehr auf die neuen Studienstrukturen und die Anlage des Bachelorstudiums zu schieben. Einige Gründe sprechen dagegen, dem Bologna-Prozess soviel Verantwortlichkeit zuzuschreiben.

Die meisten problematischen Züge waren bereits vor Einführung des Bachelors vorhanden, wie das Starren auf Effizienz, die Dominanz von Anwendung und die Priorität des Utilitarismus. Andere Bedingungen haben sich nicht verändert wie der Zeithaushalt im Studium oder die Möglichkeiten zum öffentlichen Engagement. Die studentische Zurückhaltung hat nichts mit der Einführung des Bachelors zu tun, ebenso wenig ihre Ausrichtung an eigenen Interessen oder ihre Übernahme von sozialem Engagement nur wenn die Gratifikation stimmt. Diese Haltungen hatten schon vorher in der Studentenschaft die Oberhand gewonnen und sich in den ersten Jahren nach dem neuen Jahrtausend gleichsam verfestigt, als noch kaum Bologna-Studiengänge eingerichtet waren, geschweige denn studiert wurden. Es hat sogar den Anschein, dass die Studienbedingungen, Berufsperspektiven und Lebenschancen für die Studierenden heute wieder problematischer geworden sind – und sie im Protest dagegen vor allem den „Bachelor“ demonstrativ in den Mittelpunkt rücken. Insofern könnte man, etwas ironisch, anfügen, das Bachelor-Studium habe die Studierenden eher wieder „politisiert“, zu öffentlichen Forderungen und Demonstrationen aktiviert.

In der öffentlichen Diskussion wie in der politischen Debatte wird zumeist übergangen, dass viele Studienbedingungen in den Studiengängen zum Diplom keineswegs besser sind, in den Studiengängen zum Staatsexamen (Jura, Medizin, Lehramt) sogar weit ungünstiger ausfallen als im Bachelor-Studium. Das umfasst ein ganzes Spektrum der Studienbedingungen: etwa die Leistungserbringung und Prüfungstransparenz, die Kontakten zu den Lehrenden, die Stoffvermittlung in den Lehrveranstaltungen. Kurzum: bei fast allen wichtigen Aspekten der Studienqualität sind die Verhältnisse in den anderen Studiengängen zum Diplom oder Staatsexamen nicht besser, oft schlechter. Studienbedingungen und Studienqualität fallen im Studium für das Lehramt vergleichsweise so schlecht aus, dass von einem katastrophalen Zustand gesprochen werden muss, der weit mehr auf den kritischen Prüfstand gehört.

Schließlich ist es oft die Kumulation von ungünstigen Studienbedingungen, für die weder der Bachelor noch der Bologna-Prozess verantwortlich gemacht werden können: Dazu gehören die gestiegenen Probleme mit der **Studienfinanzierung**, die unklaren **Auswahlverfahren** der Hochschulen oder die anhaltende **Überfüllung**, vor allem an den Universitäten. Bei all diesen schwerwiegenden Problemen ist Abhilfe nötig, damit Standards der Studienqualität, Studieneffizienz und Fairness verwirklicht werden. Die Abhilfen müssen von der öffentlichen Hand, in den Ländern wie im Bund, geleistet werden, unabhängig davon, wie das Bachelor-Studium im Hinblick auf Wissenschaftlichkeit und Studierbarkeit überdacht oder wie der Bologna-Prozess im Hinblick auf Bildungsziele und soziale Gerechtigkeit neu fokussiert wird.

Es ist aber wiederum zutreffend, dass die Art und Ausrichtung des Bachelor-Studiums zumeist dem vorhandenen Trend gefolgt ist, den viele Studierende zudem bislang mitgetragen hatten. Vielleicht entsteht ein gewisser Wandel, wenn zum einen die „Citizenship“ als Bildungsziel das gleiche Gewicht wie die „Employability“ erhält, wenn der Forschungsbezug wieder so wichtig wird wie der Anwendungsbezug und wenn der vorherrschende Utilitarismus wieder mehr Platz für Idealismus lässt. Das Kommuniqué der Ministerkonferenz in Leuven vom Mai 2009, die Positionen der Europäischen Assoziation der Universitäten

C:\Users\Felix\Documents\2013\Dateien Liste für homepage\Tino-Vortraege\DSWendRefStudbewBln11Dez2009.doc

(EUA) sowie neuere Verlautbarungen der deutschen Hochschulrektoren-Konferenz (HRK) lassen die Bereitschaft erkennen, den bisherigen Bologna-Prozess zu überdenken und die Weichen für das Bachelor-Studium neu zu stellen.

5 Bewegung: Politik und Soziales

Was bewegt die Studierenden oder sind sie gar „bewegungslos“ geworden? Bei dieser Frage ist selbstverständlich an ihre Haltung zur Politik zu denken, ihre Ziele und Interessen. Politik und öffentliches Geschehen sind aber für die gegenwärtige Studentengeneration viel weniger ein Movens als früher.

5.1 Einige Grundzüge der Entwicklung

Die Grundzüge der Entwicklung, die zu einer politisch distanzierten und ratlosen Studentengeneration geführt hat, lassen sich ziemlich genau nachzeichnen:

- Weniger politisches Interesse und geringere Beteiligung, auch im Hochschulbereich und bei der Fachschaftsarbeit,
- verbreitete Labilität in den demokratischen Einstellungen, vor allem bei den kontroversen, pluralistischen Facetten; weniger Standfestigkeit;
- weniger Meinungs- und Konzeptbildung, Abneigung gegenüber „theoretischen Auseinandersetzungen“, viel mehr Gleichgültigkeit, auch extremen Positionen gegenüber;
- Wandel von sozial-ökologischen Zielen (Umweltbewahrung, Abbau Atomkraft) zu konservativen Zielen (Bekämpfung Kriminalität, Abwehr Überfremdung) oder liberalen Zielen (Technologieförderung, Wettbewerb)
- weniger Neugier und Interesse an Innovationen, geringere Bereitschaft zum Erproben von Alternativen, sei es im Studium oder im Beruf.

Viele Studierende nehmen vor allem ihr Fortkommen, wenn sie ehrgeiziger sind, oder ihr Durchkommen, wenn sie ängstlicher sind, wichtig. Sie schauen weder über den Tellerrand des Faches noch zeigen sie Engagement für öffentliche Angelegenheiten oder gegen soziale Missstände. Wenn die eigenen Belange beeinträchtigt scheinen, dann kann studentischer Protest aufflammen, durchaus auch in härterer Gangart. Allerdings sind sie damit noch weit davon entfernt, Gegenkonzepte zu entwickeln oder gar die Macht- oder Systemfrage zu stellen, um darüber eine weit reichende „soziale Bewegung“ aufzubauen.

5.2 Weniger Bewegungen und abnehmende Solidarität

Herausheben will ich das **Auslaufen von Bewegungen** und den **Rückgang von Solidarität**, jeweils an einem Beispiel, dem der Umweltbewegung zum einen, der Bafög-Forderung zum anderen (es gäbe weitere wie die Frauenbewegung, die Alternativen, die Dritte Welt):

Erstens: das **Auslaufen der Umweltbewegung**. Was mit **Natur und Umwelt** geschieht, das bewegt weit weniger Studierende als noch vor 15 Jahren (1993): Damals hielten über zwei Drittel (67% Uni, 73% FH) das Thema für sehr wichtig, heute sind es nicht mehr als zwei Fünftel (Uni 40%, FH 42%). Der Rückgang ist in allen Fachrichtungen ähnlich; am wenigsten kümmern solche Fragen Ökonomen und Juristen. Auch als politisches Ziel haben Umwelt-Natur- und Tierschutz stark an Stellenwert verloren: Die Priorität des Umweltschutzes, etwa vor wirtschaftlichem Wachstum, ist von 90% fester Unterstützung auf 76% zurückgegangen;

C:\Users\Felix\Documents\2013\Dateien Listefür homepage\Tino-Vortraege\DSWendRefStudbewBln11Dez2009.doc

Zweitens: **gespaltene Forderung nach Erhöhung der Bafög-Sätze**. Wie es anderen geht, kümmert die Mehrheit der Studierenden wenig, regt sie nicht auf oder bewegt sie. Ein gewichtiges Beispiel sind die Bafög-Empfänger. Finanzierungsprobleme des Studiums beschäftigen einen Teil der Studierenden, aber nicht alle. Die Erhöhung der Bafög-Sätze wird von einem Drittel stark gefordert, aber ein anderes Drittel ist sogar eher dagegen. Diese Anteile verschieben sich eklatant, wenn man die Studierenden danach unterscheidet, ob sie zur Studienfinanzierung auf Bafög-Mittel angewiesen sind oder sie nicht benötigen, weil die Elternverhältnisse völlig ausreichen. Auch ansonsten lassen sich die Studierenden durch die Lage anderer wenig bewegen, seien es Entwicklungsländer oder Studentinnen mit Kind.

Schwieriger wird es, diese Entwicklungen einzuschätzen und zu interpretieren. Mir scheinen zwei Grundzüge bezeichnend. Erstens ein Überwiegen von utilitaristischen Strategien statt idealistischer Haltungen und zweitens zugleich mehr Angst vor Misserfolg als Hoffnung auf Erfolg. Dies ergibt ein Muster an sozialen und politischen Haltungen, das sich am ehesten als „anomisch“ bezeichnen lässt. Über diese Kennzeichnung und die sozialen Folgen wäre gesondert zu reflektieren, wegen der Virulenz erscheint dies aber angebracht.

6 Wünsche und Forderungen der Studierenden

Was die Studenten bewegt, können wir auch daran ablesen, was sie sich zur Verbesserung der Studiensituation wünschen und welche Forderungen sie an die Hochschulen stellen. Was halten sie für dringlich – und besteht darüber unter ihnen Einvernehmen?

Ranking der studentischen Wunschliste

Was steht an erster, zweiter und dritter Stelle der Wunschliste, wenn eine Fee den Studierenden drei Wünsche freigeben würde: Erste Überraschung: Studierende an Universitäten äußern etwas anderes als an Fachhochschulen. Zweite Überraschung: die Wünsche beziehen sich auf Sachverhalte, die zum Teil unerwartet ausfallen, wenn man an bessere Studienbedingungen denkt. Die Fee staunt und weiß nicht gleich, was sie zaubern soll, wenn sie alle Studierende glücklich machen will.

Die Universitätsstudenten, um mit ihnen zu beginnen, wünschen sich drei Dinge als sehr dringlich: 1. Einen stärkeren Praxisbezug des Studiums; 2. mehr Lehrveranstaltungen in kleinerem Kreis, 3. bessere Arbeitsmarktchancen (43%, 42% und 36%). Und die FH-Studierenden wünschen sich in erster Linie 1. als erstes bessere Arbeitsmarktchancen, dann Erhöhung der Bafög-Sätze, 3. sowie: Brückenkurse zur Aufarbeitung schulischer Wissenslücken (38%, 36% und 29%).

Einvernehmen herrscht zwischen den Studierenden beider Hochschularten über die notwendige **Verbesserung der Arbeitsmarktchancen** – und das erstaunt, da es doch um die Studiensituation geht. Die Verbesserung der Arbeitsmarktchancen für Absolventen des Faches halten 80% für dringlich, darunter über ein Drittel (36%) für sehr dringlich. Gedacht wird dabei aber nicht allein an die Ankurbelung der Wirtschaft und die Steigerung der Konjunktur mit mehr Stellenangeboten. Vielmehr ist darunter auch eine Leistung der Hochschulen zu verstehen: die Vorbereitung durch das Studium für den Arbeitsmarkt mittels Anwendungsbezug und Praktika (Stichwort: Employability) und Unterstützung beim Übergang (Career Center).

Drei **Forderungen zur Hochschulentwicklung** stehen für die Studierenden einvernehmlich als sehr wichtig im Vordergrund:

- Praktikum als fester Bestandteil des Studiums (64% Uni; 73% FH);
- Ausstattung der Hochschulen mit mehr Stellen (60% Uni; 47% FH)
- mehr Kooperation zwischen Hochschulen und Wirtschaft (52% Uni; 63% FH).

Auch die Internationalität von Hochschule und Studiengang sowie der studienbezogene Austausch, insbesondere das Auslandsstudium, haben für die Studierenden einen hohen Stellenwert. Solche Forderungen werden zum Teil von Bachelor-Studierenden noch etwas entschiedener unterstützt, obwohl keine dieser Forderungen ein spezifisches Defizit der Bachelor-Studiengänge aufgreift. Beachtlich bleibt die Akzeptanz der Leistungsanforderungen im Studium, trotz häufigen Drucks und mancher Belastungen: Die Studierenden reden der Verringerung der Anforderungen in fachlicher und außerfachlicher Hinsicht oder einem Absenken des Prüfungsniveaus kaum das Wort, jedenfalls nicht grundlos oder aus Bequemlichkeit.

7 Überlegungen und Empfehlungen

Zum Schluss will ich einige wenige Überlegungen für die Diskussion formulieren. Sie stellen Folgerungen aus den Befunden über Studierende und Studium dar, die mir wichtig sind, damit ein Studium möglich ist, das die Autonomie, die Professionalität, die Allgemeinwohlorientierung und die Wissenschaftlichkeit der Studierenden befördert.

7.1 Naheliegend: Was lässt sich für den Abbau von unnötigem Druck tun?

Es geht erstens darum, mehr Zeit, Anlässe und Aufforderung zum Nachdenken und zur Diskussion den Studierenden zu ermöglichen, wobei Diskussion ja gemeinsames Nachdenken bedeutet. Nachdenken meint nicht nur das Verfolgen tiefschürfender Gedanken, das kritische Hinterfragen oder Ausmalen von Ideen, wie in den Geistes- und Sozialwissenschaften, sondern ebenso das Tüfteln über Neues, das Ausprobieren und Nachrechnen, die Laborarbeit wie in den Natur- und Ingenieurwissenschaften.

Mögliche Änderungen betreffen weniger das Zeitfenster, sondern mehr den Zeittakt und die Studienanlage bis hin zu einzelnen Lehrveranstaltungen. Eine hohe Wichtigkeit hat die Prüfungstransparenz und die Fairness bei der Beurteilung – ebenso eine gute Gliederung des Studienangebotes und eine angemessene Rückmeldungen zu den Leistungen. Außerdem wäre wieder mehr in die Hand der Studierenden zurück zu geben, in ihre Entscheidung und Verantwortung zu setzen.

7.2 Wie kann das Studium gestaltet und seine Bewältigung unterstützt werden

Hier sind zum einen die Hochschulen und Fachbereiche aufgefordert, vor allem die Zusammenstellung der Module bedarf vielfach einer erheblichen Überarbeitung. Dabei wären aktivere Lehr-Lernformen vermehrt anzuwenden, etwa Projektstudien und Forschungsbezüge in Lehrveranstaltungen und Übungen. Ebenso ist des Auslandsstudiums bereits im Bachelor-Studium vermehrt zu realisieren. Der Ausbau von Beratung und Unterstützung wäre fortzusetzen; dafür sind ganz konkret Support und Service vonnöten: etwa Arbeitsplätze, Bibliotheksöffnung, Beratungsleistung und auch universitäre Stipendien bei Bedarf.

Darüberhinaus sollten allgemeine Richtlinien verändert oder geklärt werden: Da ist zuerst die Auflockerung der Vorgaben zur Dauer des Studiums und eine stärkere Flexibilisierung des Studienablaufs. Sodann wäre endlich die Übergangsproblematik zum Masterstudium zu klären, weil unübersichtliche Vorgaben und unterschiedliche Quoten die Studierenden verunsichern und zur sozialen Schieflage beim Übergang in das Masterstudium beitragen. Zur Verbesserung der Studienbedingungen gehört ganz entscheidend die Reduzierung der vorhandenen Überfüllung durch mehr Stellen für Hochschullehrer/innen und häufiger Lehrveranstaltungen in kleinerem Kreis. Schließlich wäre die soziale Dimension zu beachten, weil für viele Studierende die Studienfinanzierung schwieriger geworden ist. Zu den dringlichen Forderungen zählt die Erhöhung der Bafög-Sätze und vermehrt Stipendien, auch aus der Wirtschaft. Anzunehmen bleibt ein stärkeres Achten auf soziale Gerechtigkeit beim Studium und der Verteilung von kulturellen und sozialen Chancen (Auslandsaufenthalt, Masterstudium, Tutorenstellen, Berufschancen); dem sollte ein „Social Monitoring“ an den Hochschulen dienen, das im Rahmen des Qualitätsmanagements eingerichtet werden könnte.

7.3 Wie könnten Beteiligung und Engagement befördert werden?

Jede Intensitätsstufe der politischen, sozialen oder kulturellen Beteiligung der Studierenden ist angesichts verbreiteter Apathie und Ratlosigkeit zu befördern. Alle Betätigungsfelder sind dafür einzubeziehen: von der Meinungsbildung in der Fachschaft angefangen über einzelne Aktivitäten in Theater und Orchester bis hin zum dauerhaften Engagement in einer politischen Gruppe oder den Hochschulgemeinden. Nicht nur die große Politik mit ihren Machtspielen sollten Gegenstand der politischen Aktivierung sein, sondern möglichst und sogar noch mehr das Alltagshandeln und das Miteinander-Zueinander im Alltag des Hochschulbetriebs und der Lehre. Dazu gehört das Erkennen und Vertreten von Interessen, etwa bei der Mittelvergabe, der Lehrorganisation oder den Supportleistungen an den Hochschulen. .

Demnach ist die politische Bildungsarbeit im Großen und Kleinen an den Hochschulen wieder Ernst zu nehmen. Dies läuft vor allem auf eine Stärkung und Förderung der Fachschaftsarbeit hinaus, aber auch der Hochschulgemeinden und ähnlicher Instanzen. Als wichtige Themen bieten sich an Gerechtigkeit und Öffentlichkeit (zwischen Staat und Privatem), aber auch die Internationalität und der Austausch mit ausländischen Studierenden.

7.4 Was kann das DSW tun? Neue Aufgaben, Leistungen und Formen?

Ohne dass ich dies als Einmischung in ihre Angelegenheiten verstanden haben möchte, verstehe ich die Einladung zum Referat auch als Aufforderung für Empfehlungen an das DSW. Neben der Verstärkung einer vielschichtigen Beratung, wie sie diese bereits leisten, will ich mit drei knappen, zudem allgemeine Hinweisen schließen:

Erstens auf vermehrte Zusammenführungen von Studierenden unterschiedlicher nationaler, kultureller und sozialer Herkunft unter dem Dach des DSW für Austausch und gegenseitige Unterstützung;

zweitens auf mehr soziale Kulturarbeit bei verschiedenen Anlässen und Events, zu denen Studierende animiert werden könnten, und drittens die Thematisierung von Gerechtigkeit und Fairness als Teil der sozialen Dimension, auch mit Folgen für das eigene Handeln.

Wie weit diesen Hinweisen schon gefolgt wird und wo sie weiter zu entwickeln wären, diese Fragen überlasse ich nun Ihrer weiteren Diskussion.